

Leseprobe aus:  
Iwan Gontscharow  
Eine gewöhnliche Geschichte



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf  
[www.hanser-literaturverlage.de](http://www.hanser-literaturverlage.de)

© 2021 Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

HANSER





Iwan Gontscharow

EINE GEWÖHNLICHE  
GESCHICHTE

Roman in zwei Teilen

Herausgegeben und übersetzt  
von Vera Bischitzky

Carl Hanser Verlag

Die Arbeit an der Übersetzung wurde gefördert von  
der Autonomen NPO »Institut für Übersetzung«, Russland



I. Auflage 2021

ISBN 978-3-446-26925-5

© 2021 Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

Umschlag: Peter-Andreas Hassiepen, München

Motiv: Gioacchino Toma (1838–91), *Ritratto di giovane uomo*,  
Galleria Nazionale d'Arte Moderna e Contemporanea, Rom

© Bridgeman Images

Satz: Satz für Satz, Wangen im Allgäu

Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg

Printed in Germany



MIX  
Papier aus verantwortungsvollen Quellen  
FSC® C014889

## ERSTER TEIL



## I.

Eines Sommertags war im Dörfchen Gratschi bei der kleinen Gutsbesitzerin Anna Pawlowna Adujewa schon im Morgengrauen alles auf den Beinen, angefangen von der Hausherrin bis zum Kettenhund Barbos.

Nur Anna Pawlownas einziger Sohn, Alexander Fjodorytsch, schlief noch tief und fest, wie es sich für einen zwanzigjährigen jungen Mann gehört; im Haus aber hastete alles umher und war geschäftig am Werk. Das Gesinde ging allerdings auf Zehenspitzen und sprach im Flüster-ton, um den jungen Herrn nicht zu wecken. Kaum polterte jemand oder redete laut drauflos, erschien sofort, wie eine gereizte Löwin, Anna Pawlowna und erteilte dem Störenfried eine strenge Rüge, bedachte ihn mit einem kränkenden Spitznamen, bisweilen aber auch mit einem Stoß, je nachdem, wie groß ihr Zorn war und es ihre Kräfte zuließen.

In der Küche waren drei Paar Hände am Werk, als gelte es, ein Mahl für zehn zu bereiten, dabei bestand die herrschaftliche Familie gerade einmal aus Anna Pawlowna und Alexander Fjodorytsch. In der Remise wurde der Reisewagen geputzt und geschmiert. Alle waren beschäftigt und arbeiteten im Schweiß ihres Angesichts. Allein Barbos war untätig, doch auch er nahm auf seine Weise Anteil am allgemeinen Trubel. Kam ein Diener an ihm vorbei oder der Kutscher oder huschte eine Magd vorüber, wedelte er mit dem Schwanz, beschnüffelte den Vorbeikommenden gründlich, mit den Augen aber schien er zu



fragen: »Sagt mir endlich einmal jemand, warum bei uns heute so ein Durcheinander herrscht?«

Das Durcheinander aber rührte daher, dass Anna Pawlowna ihren Sohn nach Petersburg ziehen ließ, wo er in den Staatsdienst treten sollte, oder, wie sie sich ausdrückte, um *zu sehen und gesehen zu werden*. Was für ein verheerender Tag für sie! Deshalb ist sie so traurig und bekümmert. Immer wieder öffnet sie geschäftig den Mund, will etwas anordnen, hält dann aber mitten im Wort inne, ihr versagt die Stimme, sie wendet sich ab und wischt, wenn es ihr gelingt, eine Träne fort, gelingt es aber nicht, so tropft die Träne in den Koffer, in den sie eigenhändig Saschenkas Wäsche gepackt hat. Schon lange haben sich in ihrem Herzen Tränen angestaut; sie sind ihr in die Kehle gestiegen, lasten auf der Brust und wollen sich in Strömen ergießen; doch sie hat wohl alle für den Abschied aufgespart und nur hin und wieder einen Tropfen verbraucht.

Und nicht sie allein beweint die Trennung: auch Saschenkas Kammerdiener Jewsej grämt sich sehr. Er muss seinen Herrn nach Petersburg begleiten und den wärmsten Winkel im Haus verlassen, hinter dem Schlafplatz in Agrafenas Zimmer, der Ersten Ministerin in Anna Pawlownas Wirtschaft und, was für Jewsej noch wichtiger ist, ihrer ersten Schlüsselbewahrerin.

Hinter dem Schlafplatz war gerade einmal Raum für zwei Stühle und einen Tisch, auf dem sie den Tee, den Kaffee und den Imbiss bereitete. Jewsej hatte sich dauerhaft eingenistet, sowohl hinter dem Ofen als auch in Agrafenas Herzen. Auf dem anderen Stuhl thronte sie selbst.

Die Geschichte von Agrafena und Jewsej war im Hause seit langem bekannt. Wie über alles andere hatte man davon geredet, war über die beiden hergezogen, um dann, wie bei allem anderen, wieder zu verstummen. Auch die Herrin hatte sich daran gewöhnt, sie stets beisammen zu sehen, so lebten sie ganze zehn Jahre selig und in Freuden.

Wer bringt es im Laufe seines Lebens schon auf zehn glückliche Jahre? Nun aber schlug die Stunde der Trennung! Leb wohl, du warmer Winkel, leb wohl, Agrafena Iwanowna, lebt wohl, Kartenspiel, Kaffee, Wodka und Liköre – lebt sämtlich wohl!

Schweigend saß Jewsej da und seufzte tief. Agrafena blickte finster drein und machte sich in der Wirtschaft zu schaffen. Bei ihr äußerte sich der Kummer auf eigene Weise. Voller Erbitterung schenkte sie an jenem Tag den Tee ein, und statt wie üblich die erste Tasse mit dem starken Tee der Herrin zu servieren, schüttete sie ihn fort, als wollte sie sagen: den soll niemand bekommen. Die Rüge dafür ertrug sie standhaft. Der Kaffee kochte ihr über, die Sahne brannte an und die Tassen fielen ihr aus den Händen. Auch stellte sie das Tablett nicht sachte ab, sondern donnerte es auf den Tisch; den Schrank und die Türen öffnete sie nicht behutsam, sondern riss sie mit Gewalt auf. Doch sie weinte nicht, vielmehr war sie auf alle und alles wütend. Das war übrigens überhaupt ihr vornehmlichster Charakterzug. Nie war sie zufrieden; nichts passte ihr; stets knurrte sie und klagte. In diesem für sie schicksalhaften Moment jedoch offenbarte sich ihr Charakter in seinem ganzen Pathos. Am meisten schien sie auf Jewsej böse zu sein.

»Agrafena Iwanowna! ...« sagte er sanft und kläglich, was nicht recht zu seiner hochaufgeschossenen, stämmigen Gestalt zu passen schien.

»Was hast du Tagedieb dich hier breitgemacht?« entgegnete sie, als säße er zum ersten Mal hier. »Lass mich durch: ich brauche ein Handtuch.«

»Ach, Agrafena Iwanowna! ...« wiederholte er schwach, seufzte, erhob sich vom Stuhl und ließ sich sogleich wieder fallen, nachdem sie das Handtuch genommen hatte.

»Dauernd dieses Gejammer! Wie aufdringlich der Kerl ist! Die reinste Strafe, Herr im Himmel! Lässt sich nicht abschütteln!«

Klirrend warf sie den Löffel in die Spülschüssel.

»Agrafena!« ertönte es plötzlich aus dem Nebenzimmer. »Bist du bei Sinnen! Weißt du denn nicht, dass Saschenka schläft? Bist dir wohl zum Abschied mit deinem Liebsten in die Haare geraten?«

»Ginge es nach dir, dürfte man sich nicht rühren und müsste totenstill dasitzen!« zischte Agrafena wie eine Schlange, während sie mit beiden Händen eine Tasse abtrocknete, als wollte sie diese in Stücke brechen.

»Leben Sie wohl, leben Sie wohl!« sagte Jewsej und seufzte schwer, »heute ist der letzte Tag, Agrafena Iwanowna!«

»Na, Gott sei Dank! Schert euch bloß bald zum Teufel: dann habe ich hier mehr Platz. So lass mich doch durch, ich kann ja keinen Schritt tun, wenn du die Füße so vorstreckst!«

Er berührte sie an der Schulter – wie sie ihm darauf antwortete! Wieder seufzte er, rührte sich aber nicht von der Stelle; das wäre auch nicht nötig gewesen: Agrafena wollte es gar nicht. Jewsej wusste das und machte sich nichts daraus.

»Wer wird bloß meinen Platz einnehmen?« sagte er immer noch seufzend.

»Der Waldschrat!« gab sie ihm kurz und knapp zur Antwort.

»Hoffentlich! Bloß nicht Proschka. Und wer wird mit Ihnen Karten spielen?«

»Von mir aus auch Proschka, was ist schon dabei?« sagte sie böse.

Jewsej stand auf.

»Mit Proschka werden Sie nicht spielen, bei Gott, mit dem nicht!« sagte er beunruhigt und beinahe drohend.

»Und wer sollte mir das verbieten? Du etwa, du Nichtsnutz?«

»Matuschka, Agrafena Iwanowna!« begann er in be-

schwörendem Tonfall und fasste sie – um die Taille, hätte ich gesagt, wenn sie auch nur die geringste Andeutung einer Taille besessen hätte.

Sie beantwortete die Umarmung, indem sie ihm den Ellbogen in die Brust stieß.

»Matuschka, Agrafena Iwanowna!« wiederholte er, »wird Proschka Sie denn genauso lieben wie ich? Schauen Sie doch nur, was für ein Früchtchen das ist: keine einzige Frau kommt an dem unbehelligt vorbei. Ich dagegen! Ach! Sie sind doch mein Augensterne! Wäre es nicht der Wille der Herrin, dann ... ach! ...«

Bei diesen Worten krächzte er und winkte ab. Agrafena konnte sich nicht mehr beherrschen: auch ihr Kummer brach sich schließlich in Tränen Bahn.

»Willst du mich endlich in Ruhe lassen, Verfluchter?« sagte sie weinend, »was faselst du, Dummkopf! Als ob ich mich mit Proschka einlassen würde! Siehst du denn nicht, dass man von dem kein vernünftiges Wort zu hören bekommt? Das Einzige, was der kann, ist, einen befingern ...«

»Sie auch? Das Aas! Und Sie haben nichts gesagt! Ich hätte ihn ...«

»Das soll er nur versuchen, dann wird er mich kennenlernen! Als gäbe es außer mir keine anderen Frauen im Gesinde! Mit Proschka einlassen! Was du dir ausdenkst! Schon neben diesem Schwein zu sitzen ist ekelhaft. Kaum hat man sich's versehen, legt der es darauf an, jemandem einen Schlag zu versetzen, oder er frisst im Handumdrehen was weg, das für die Herrschaft gedacht ist.«

»Wenn es schon sein muss, Agrafena Iwanowna, der Leibhaftige ist schließlich stark, dann setzen Sie lieber Grischka an den Tisch, der ist zumindest ein friedlicher und arbeitsamer Kerl und kein Possenreißer ...«

»Das hast du dir schön ausgedacht!« fiel Agrafena über ihn her, »wie kommst du darauf, mir jeden Dahergelaufenen anzudrehen, ich bin doch nicht so eine ... Mach

bloß, dass du fortkommst! Von eurer Sorte gibt's genug, als ob ich mich jedem an den Hals werfe: das fehlte noch! Als ich mich mit dir eingelassen habe, du Waldschat, da hatte scheint's der Leibhaftige seine Hand im Spiel, als Strafe für meine Sünden, wie ich das bereue ... und du denkst dir wer weiß was aus!«

»Gott belohne Sie für Ihre Tugendhaftigkeit! Mir fällt ein Stein vom Herzen!« rief Jewsej fröhlich.

»Da freut er sich!« schrie sie wieder böse, »hat einen Grund zur Freude gefunden – von mir aus, freu dich!«

Vor Zorn wurden ihre Lippen ganz blass. Beide verstummten.

»Agrafena Iwanowna!« sagte Jewsej nach einer Weile zaghaft.

»Was denn noch?«

»Was ich sagen wollte, seit heute Morgen habe ich keinen Bissen im Mund gehabt.«

»Sieh mal einer an!«

»Vor Kummer, Matuschka!«

Aus dem untersten Schrankfach hinter einem Zuckerhut holte sie ein Glas Wodka und zwei riesige Scheiben Brot mit Schinken hervor. Alles war längst mit sorgender Hand für ihn vorbereitet. Sie knallte ihm das Brot und den Wodka hin, wie man nicht einmal Hunden das Fressen vorwirft. Eine Brotscheibe fiel zu Boden.

»Bitte schön, ersticken sollst du dran! Ach, dass dich doch ... leiser, schmatz nicht so laut.«

Dann wandte sie sich scheinbar hasserfüllt von ihm ab, er aber begann langsam zu essen, sah Agrafena finster an und hielt sich eine Hand vor den Mund.

Indessen war der Kutscher mit seiner Pferdetroika am Tor vorgefahren. Das Deichselpferd trug schon das Krummholz um den Hals. Das am Geschirr befestigte Glöckchen schlug dumpf und eingezwängt mit dem Klöppel wie ein gefesselter Betrunkener in der Wachstube. Der Kutscher

band die Pferde am Vordach des Wagenschuppens fest, nahm seine Mütze ab, zog ein schmutziges Handtuch daraus hervor und wischte sich den Schweiß aus dem Gesicht. Als ihn Anna Pawlowna vom Fenster aus erblickte, wurde sie blass. Die Beine versagten ihr den Dienst und ihre Arme sanken herab, obwohl es sie nicht unvorbereitet traf. Als sie wieder zu Kräften gekommen war, rief sie Agrafena.

»Geh doch mal ganz leise auf Zehenspitzen nachsehen, ob Saschenka noch schläft«, sagte sie. »Mein Liebling verschläft wohl auch den letzten Tag, und ich werde mich an ihm nicht mehr sattsehen können. Ach nein, lass es bleiben! Du trampelst noch wie eine Kuh zu ihm ins Zimmer, ich mach's selber ...«

Und sie ging.

»Dann geh doch, du Nicht-Kuh!« knurrte Agrafena und kehrte wieder zurück in ihre Kammer. »Sieh mal einer an, da hat sie eine Kuh gefunden! Wie viele von meiner Sorte hast du denn?«

Da kam Alexander Fjodorytsch seiner Mutter auch schon entgegen, ein blonder junger Mann in der Blüte seiner Jahre, strotzend vor Gesundheit und Kraft. Fröhlich begrüßte er sie, wurde jedoch verlegen, als er den Koffer und die Bündel erblickte. Schweigend trat er ans Fenster und begann mit dem Finger auf der Scheibe zu malen. Einen Augenblick später aber richtete er das Wort wieder an seine Mutter und folgte unbekümmert, ja, sogar freudig, den Reisevorbereitungen.

»Hast aber lange geschlafen, mein Freund«, sagte Anna Pawlowna, »dein Gesicht ist ja ganz verquollen. Ich will dir schnell die Augen und die Wangen mit Rosenwasser waschen.«

»Nein, Mama, nicht nötig.«

»Was möchtest du zum Frühstück: zuerst Tee oder lieber Kaffee? Ich habe auch eine Pfanne Hackfleisch mit Sahne für dich zubereiten lassen – was also möchtest du?«

»Das ist mir ganz gleich, Mama.«

Anna Pawlowna packte weiter Wäsche ein, hielt dann inne und betrachtete ihren Sohn bedrückt.

»Sascha!« sagte sie nach einer Weile.

»Ja, Mama?«

Sie zögerte mit der Antwort, als fürchte sie sich.

»Wohin fährst du, mein Freund, und warum überhaupt?« fragte sie schließlich mit leiser Stimme.

»Was heißt, wohin, Mama? Nach Petersburg, weil ... weil ... weil ich ...«

»So höre doch, Sascha«, sagte sie aufgewühlt und legte ihm die Hand auf die Schulter, offenbar wollte sie einen letzten Versuch unternehmen, »es ist noch Zeit: überlege es dir und bleib hier!«

»Hierbleiben! Aber wieso denn! Außerdem ist ja auch schon ... die Wäsche eingepackt«, sagte er, da er nicht wusste, was er sonst erwidern sollte.

»Die Wäsche eingepackt! Schau doch nur ... schau ... schau – schon ist sie wieder ausgepackt.«

Mit drei Handgriffen holte sie alles aus dem Koffer heraus.

»Aber wieso denn, Mama? Ich bin doch reisefertig, und Sie fangen wieder damit an! Was sollen die Leute sagen ...«

Bekümmert verzog er das Gesicht.

»Ich sage das nicht so sehr um meinetwillen, es geht mir dabei um dich. Weshalb willst du fahren? Um das Glück zu suchen? Geht es dir hier etwa nicht gut? Denkt deine Mutter nicht den lieben langen Tag daran, deine Wünsche zu erfüllen? Natürlich bist du in einem Alter, in dem mütterliche Fürsorge allein nicht glücklich macht; das erwarte ich ja auch gar nicht. Aber schau dich doch um: alle lesen dir die Wünsche von den Augen ab. Und Marja Karpownas Tochter Sonjuschka? Aha ... du wirst rot? Wie sehr sie dich liebt, mein Schatz, Gott gebe ihr Gesundheit: seit drei Tagen hat sie kein Auge zugetan!«

»Aber Mama, was soll das! Das ist nur ...«

»Ja, ja, glaubst du, ich habe es nicht bemerkt ... Ach! Fast hätte ich es vergessen, sie hat deine Taschentücher mitgenommen, zum Umsäumen. ›Das mache ich selbst‹, hat sie gesagt, ›das überlasse ich niemand anderem, ich sticke auch das Monogramm hinein‹, da siehst du's, was willst du mehr? Bleib!«

Mit gesenktem Kopf hörte er schweigend zu und spielte mit der Quaste seines Schlafrocks.

»Was hast du nur in Petersburg verloren?« fuhr sie fort. »Denkst du, du wirst es dort so gut haben wie hier? Ach, mein Freund! Weiß der Himmel, was du alles zu sehen bekommst und was du durchmachen wirst: Kälte und Hunger und Not – alles wirst du ertragen müssen. Böse Menschen gibt es überall genug, gute findest du nicht so schnell. Was aber das Ansehen betrifft, so ist es überall gleich, ob auf dem Dorf oder in der Hauptstadt. Wenn du das Leben in Petersburg nicht kennst, wirst du, wenn du hier lebst, meinen, der Erste in der Gesellschaft zu sein; das ist in allen Dingen so, mein Liebling! Du hast doch eine gute Erziehung genossen, bist gescheit und hübsch. Ich alte Frau würde so viel Freude an dir haben. Du könntest heiraten, Gott würde dir Kinderlein schenken, ich würde mich um sie kümmern und du könntest ohne Kummer, ohne Sorgen, friedlich und still dein Leben verbringen und würdest niemanden etwas neiden; dort aber wird es dir vielleicht nicht gut ergehen, vielleicht wirst du an meine Worte denken ... Bleib doch, Saschenka, ja?«

Er hüstelte und seufzte, sagte jedoch kein Wort.

»Schau doch nur«, fuhr sie fort und öffnete die Balkontür, »tut es dir nicht leid, dieses Fleckchen Erde zu verlassen?«

Vom Balkon wehte Frische herein. Weithin erstreckte sich der Park voller alter Linden, dichter Heckenrosen, Traubenkirschen und Fliederbüsche. Zwischen den Bäu-



men leuchteten bunt die Blumen, liefen Wege in verschiedene Richtungen, weiter hinten plätscherte leise ein See gegen die Ufer, eine Seite war vollkommen glatt und von den goldenen Strahlen der Morgensonne übergossen; die andere tiefblau wie der Himmel, der sich im sacht gekräuselten Wasser spiegelte. Dahinter lagen wie ein Amphitheater Felder mit wogendem Getreide in verschiedenen Schattierungen, die sich an den dunklen Wald schmiegen.

Anna Pawlowna beschirmte mit einer Hand ihre Augen vor der Sonne, mit der anderen deutete sie nacheinander auf all diese Fülle.

»Schau doch nur«, sagte sie, »mit welcher Schönheit Gott unsere Felder ausgestattet hat! Allein an Roggen werden wir von diesen Feldern sicher fünfhundert Tschetwert ernten; und dort haben wir Weizen und Buchweizen; allerdings steht der Buchweizen heuer nicht so gut wie im letzten Jahr: es wird wohl keine gute Ernte werden. Und der Wald, wie ist der Wald gewachsen! Wenn man bedenkt, wie groß Gottes Allweisheit ist. Für mindestens tausend Rubel werden wir Brennholz aus unserem Waldstück verkaufen können. Und das Wild, das viele Wild! Das alles gehört dir, mein lieber Sohn: ich bin nur deine Verwalterin. Schau doch, der See: was für eine Pracht! Einfach himmlisch! Und die vielen Fische; nur den Stör müssen wir kaufen, aber von Kaulbarschen, Barschen und Karauschen wimmelt es nur so: das reicht für uns und fürs Gesinde. Und dort weiden deine Kühe und deine Pferde. Hier bist du allein der Herr über alles, in Petersburg aber wird vielleicht jeder nach Belieben mit dir umspringen. Und vor diesen Wonnen willst du fortlaufen? Du weißt ja nicht einmal, wohin du gerätst, vielleicht gar in einen Abgrund, Gott möge mir verzeihen ... Bleib doch!«

Er schwieg.

»Du hörst mir ja gar nicht zu«, sagte sie. »Wohin schaust du nur die ganze Zeit?«

Wortlos und nachdenklich deutete er in die Ferne. Anna Pawlowna folgte seiner Hand und die Gesichtszüge entglitten ihr. Zwischen den Feldern schlängelte sich die Straße und verschwand hinter dem Wald – die Straße ins Gelobte Land, nach Petersburg. Einige Zeit schwieg Anna Pawlowna, um wieder zu Kräften zu kommen.

»So ist das also!« sagte sie schließlich verzagt. »Nun, mein Freund, dann fahre in Gottes Namen, wenn es dich derart von hier fortreibt: ich werde dich nicht aufhalten. Wenigstens wirst du mir nicht nachsagen können, ich hätte deine Jugend und dein Leben zerstört.«

Arme Mutter! Dies also ist der Lohn für deine Liebe! Hast du das erwartet? Aber das ist es ja, dass Mütter keinen Lohn erwarten. Mütter lieben ohne nachzudenken und unterschiedslos. Hast du es zu etwas gebracht, bist berühmt, schön, stolz, führt jedermann deinen Namen im Munde, spricht alle Welt von deinen Taten, so zittert der Kopf des alten Mütterleins vor Freude, sie weint und lacht und betet lange und inbrünstig. Das Söhnchen aber denkt gar nicht daran, den Ruhm mit seiner Erzeugerin zu teilen. Bist du aber arm an Geist und Verstand, hat dir die Natur den Stempel der Hässlichkeit aufgedrückt, nagt der Giftzahn einer Krankheit an deinem Herzen oder deinem Leib, stoßen dich die Menschen schließlich von sich und gewähren dir keinen Platz in ihrer Mitte, so ist im Herzen der Mutter um so mehr Platz für dich. Stärker drückt sie den hässlichen, missratenen Sprössling an ihre Brust und betet noch länger und inbrünstiger.

Sollte man Alexander fühllos nennen, weil er Abschied nehmen wollte? Er war zwanzig Jahre alt. Von Kindheit an hatte es das Leben gut mit ihm gemeint; von der Mutter war er verwöhnt und verhätschelt worden, wie man seinen einzigen Sprössling eben verwöhnt; die Amme hatte ihm

schon an der Wiege gesungen, er würde einst in Gold gekleidet sein und kein Leid kennen; von den Professoren hatte er wieder und wieder gehört, er würde es weit bringen, und als er heimgekehrt war, hatte die Nachbarstochter ihn angelächelt. Selbst der alte Kater Waska schien ihm zärtlicher zugetan als sonst jemandem im Hause.

Kummer, Tränen und Nöte kannte er nur vom Hörensagen, wie man eine Krankheit kennt, die sich nicht fassen lässt, im Verborgenen aber ihr Unwesen unter den Menschen treibt. So kam es, dass ihm die Zukunft in rosigen Farben erschien. Etwas zog ihn in die Ferne, was genau es aber war, das wusste er nicht. Verlockende Schemen huschten über den Horizont, doch er konnte sie nicht erkennen; er hörte allerlei Töne – bald die Stimme des Ruhmes, bald die der Liebe: all dies ließ ihn wonnig erbeben.

Die häusliche Welt wurde ihm bald zu eng. Die Natur, die Mutterliebe, die Ergebenheit seiner Kinderfrau und des ganzen Gesindes, das weiche Bett, die köstlichen Speisen und Waskas Schnurren, all diese Wonnen, die man im Herbst des Lebens so sehr schätzt, tauschte er frohgemut gegen etwas Unbekanntes, voller verlockender, geheimnisvoller Reize. Nicht einmal Sofijas Liebe, diese erste, zärtliche, rosige Liebe, hielt ihn zurück. Was sollte er anfangen mit dieser Liebe? Er träumte von einer kolossalen Leidenschaft, die keinerlei Hindernisse kennt und unglaubliche Heldentaten vollbringt. Er liebte Sofija vorerst mit kleiner Liebe, in Erwartung einer großen. Auch vom Nutzen, den er dem Vaterland zu bringen gedachte, träumte er. Er hatte fleißig und viel gelernt. In seinem Zeugnis hieß es, er beherrsche ein Dutzend wissenschaftlicher Fächer und ein halbes Dutzend alter und neuer Sprachen. Vor allem aber träumte er vom Ruhm eines Schriftstellers. Seine Gedichte versetzten die Kameraden in Erstaunen. Unzählige Wege taten sich vor ihm auf, einer schien besser als der andere. Auf welchen er sich aber stürzen sollte, das wusste

er nicht. Nur der direkte Weg blieb ihm verborgen; hätte er ihn wahrgenommen, er wäre vielleicht gar nicht abge-  
reist.

Wieso also sollte er bleiben? Die Mutter wünschte es – das war etwas anderes und völlig natürlich. In ihrem Herzen waren alle Gefühle abgestorben, außer dem einen, der Liebe zu ihrem Sohn, inbrünstig klammerte sie sich an dieses letzte Gut. Was sollte sie anfangen ohne ihn? Es blieb nur noch der Tod. Es ist schon lange erwiesen, dass das weibliche Herz ohne Liebe nicht leben kann.

Alexander war verwöhnt, doch nicht verdorben durch das Leben im Elternhaus. Die Natur hatte es so gut mit ihm gemeint, dass die Mutterliebe und die Zuneigung der ihn umgebenden Menschen nur auf seine guten Seiten gewirkt und beispielsweise vor allem die Neigungen seines Herzens ausgebildet und auch ein Übermaß an Gutgläubigkeit in ihn gepflanzt hatten. Dadurch war möglicherweise auch sein Ehrgeiz angespornt worden; Ehrgeiz an sich ist aber nur eine Form; alles hängt ab vom Material, das man in diese Form gießt.

Viel unheilvoller für ihn war, dass ihm seine Mutter, trotz all ihrer Zärtlichkeit, keine rechte Sicht auf das Leben hatte vermitteln können und ihn nicht auf den Kampf vorbereitet hatte, der ihn erwartete und der jedem bevorsteht. Dafür hätte es einer geschickten Hand bedurft, eines feinen Verstandes und eines großen, nicht durch den engen ländlichen Horizont beschränkten Erfahrungsschatzes. Auch weniger lieben hätte sie ihn sollen, nicht jeden Augenblick für ihn denken, nicht jede Sorge und Unannehmlichkeit von ihm fernhalten, auch nicht in der Kindheit an seiner statt weinen und leiden, damit er das Nahen eines Gewitters selbst hätte fühlen, seine Kräfte erproben und über sein Schicksal hätte nachdenken können – kurz, um zu erkennen, dass er ein Mann war. Aber woher hätte Anna Pawlowna das alles wissen sollen, und vor allem, wie

in die Tat umsetzen? Der Leser hat ja gesehen, wie sie war. Wollen wir einen weiteren Blick auf sie werfen?

Den Egoismus ihres Sohnes hatte sie schon vergessen. Alexander Fjodorytsch guckte zu, wie sie seine Wäsche und Kleider zum zweiten Mal einpackte. Ganz mit den Reisevorbereitungen beschäftigt, schien sie gar nicht mehr an ihren Kummer zu denken.

»Merk dir gut, Saschenka, wohin ich alles lege«, sagte sie. »Ganz unten, auf dem Boden des Koffers, liegen die Laken: ein Dutzend. Steht es so im Verzeichnis? Schau doch einmal nach.«

»Ja, hier steht es, Mama.«

»Und alles mit deinem Namenszug, schau – ›A. A.« Das war Sonjuschkas, dieses Täubchen! Wäre sie nicht gewesen, unsere dummen Gänse wären nicht so bald damit fertig geworden. Und was kommt dann? Aha, die Bezüge. Eins, zwei, drei, vier – ja, das ganze Dutzend liegt hier. Dann die Hemden – drei Dutzend. Eine Augenweide, holländisches Leinen! Ich bin selbst zu Wassili Wassilitsch in die Fabrik gefahren; er hat die besten drei Stoffe ausgewählt. Vergleiche sie jedes Mal mit dem Verzeichnis, mein Liebling, wenn du sie von der Wäscherin zurückbekommst; sie sind funkelnagelneu. Dort wirst du solche Hemden kaum zu Gesicht bekommen; man wird sie dir am Ende noch vertauschen; es gibt solche Luder, die keine Gottesfurcht besitzen. An Socken zweiundzwanzig Paar ... Weißt du, was ich mir überlegt habe? Wir stecken deine Brieftasche mit dem Geld in eine Socke. Bis Petersburg brauchst du es nicht, und falls dir, was Gott verhüte, etwas zustoßen sollte und man deine Sachen durchwühlt, so wird man nichts finden. Und auch die Briefe an den Onkel stecke ich dort hinein: er wird sich gewiss freuen! Wir haben seit siebzehn Jahren nichts voneinander gehört, kaum zu glauben! Hier sind die Halstücher und die Taschentücher; ein halbes Dutzend liegt noch bei Sonja. Verliere die Taschentücher

nicht, mein Herz: es ist herrlicher Halbbatist! Ich habe ihn bei Michejew für zwei Rubel fünfundzwanzig gekauft. An Wäsche ist das alles. Jetzt die Kleidung ... Aber wo ist denn Jewsej? Wieso sieht er nicht zu? Jewsej!«

Träge kam Jewsej herein.

»Was wünschen Sie?« fragte er noch träger.

»Was wünschen Sie ...«, wiederholte Frau Adujewa ärgerlich. »Wieso siehst du nicht zu, wie ich packe? Wenn du unterwegs etwas herausholen musst, wirst du alles umwühlen! Kann sich nicht losreißen von seiner Liebsten – was für ein Schatz! Der Tag ist lang; wirst noch genug Gelegenheit haben! Willst du dich dort auch so um deinen Herrn kümmern? Schau her! Hier: das ist der gute Frack, hast du gesehen, wohin ich ihn gelegt habe? Und du, Saschenka, schone ihn, trage ihn nicht jeden Tag; wir haben Stoff zu sechzehn Rubel genommen. Wenn du zu anständigen Leuten gehst, dann zieh ihn an, und pass immer auf, wohin du dich setzt. Deine Tante setzt sich wie zum Trotz nie auf einen leeren Stuhl oder Diwan, sondern bringt es immer fertig, sich dort fallen zu lassen, wo ein Hut liegt oder etwas Ähnliches; neulich hat sie sich auf einen Teller mit eingemachten Früchten gesetzt, wie peinlich das war! Wenn es einfacher zugeht, dann zieh diesen weinroten Frack an. Nun zu den Westen – eine, zwei, drei, vier. Zwei Hosen. Ei! Mit den Kleidern wirst du drei Jahre auskommen. Ach, wie müde ich bin, ist auch kein Wunder: hab mich den ganzen Vormittag abgeplagt! Geh jetzt, Jewsej. Lass uns von etwas anderem reden, Saschenka. Wenn nachher die Gäste kommen, haben wir keine Zeit mehr.«

Sie nahm auf dem Diwan Platz und setzte ihn neben sich.

»Nun, Sascha«, sagte sie nach einer Weile, »du gehst jetzt also in die Fremde ...«

»Aber, Mama, wieso denn ›Fremde‹, ich fahre nach Petersburg!«

»Warte, so warte, höre erst einmal, was ich sagen will! Gott allein weiß, was dir dort begegnet und was du zu sehen bekommst, Gutes und Schlechtes. Ich hoffe, Er, mein Vater im Himmel, wird dich stärken; vergiss Ihn nicht, mein Freund, das ist das Wichtigste, denk immer daran, es gibt ohne den Glauben kein Heil, nirgends. Du wirst einen hohen Rang erreichen, in der vornehmen Welt verkehren – wir sind schließlich nicht schlechter als andere: dein Vater war immerhin auch Adliger, ein Major, – aber sei demütig vor Gott dem Herrn. Bete, wenn es dir gut und wenn es dir schlecht geht und nicht, wie es im Sprichwort heißt: wenn es nicht donnert, bekreuzigt sich der Bauer nicht. Manch einer setzt keinen Fuß in die Kirche, solange ihm das Glück lacht, kaum aber weiß er nicht weiter, stellt er Kerzen für einen Rubel auf und verteilt milde Gaben an die Bettler: das ist eine große Sünde. Da ich gerade von Bettlern spreche. Vergeude dein Geld nicht sinnlos an sie, gib ihnen nicht zu viel. Wieso sie verwöhnen? Die sind mit allen Wassern gewaschen. Sie vertrinken das Geld und lachen dich obendrein noch aus. Du hast ein weiches Herz, das weiß ich: wirst ihnen wahrscheinlich einen Zehner schenken wollen. Nein, das ist nicht nötig; Gott sorgt schon für sie! Wirst du auch ins Gotteshaus gehen? Und sonntags zur Andacht?«

Sie seufzte.

Alexander schwieg. Er musste daran denken, dass er während seines Studiums an der Universität, als er in der Gouvernementshauptstadt gewohnt hatte, kein sehr eifriger Kirchgänger gewesen war; zu Hause auf dem Land aber hatte er seine Mutter, nur um ihr einen Gefallen zu tun, zum Gottesdienst begleitet. Er wollte nicht lügen, deshalb schwieg er. Die Mutter verstand sein Schweigen und seufzte erneut.

»Nun, ich will dich nicht zwingen«, fuhr sie fort, »du bist jung: so eifrig wie wir Alten in Gottes Kirche gehen,

das kann man von dir nicht erwarten. Auch wird dich wohl der Dienst abhalten oder du verbringst den Abend bis spät in die Nacht bei guten Menschen und verschläfst die Zeit. Gott hat Verständnis für deine Jugend. Verzage nicht: du hast eine Mutter. Sie wird nicht verschlafen. Solange ein Tropfen Blut in mir ist, solange die Tränen in meinen Augen noch nicht getrocknet sind und Gott meine Sünden duldet, werde ich mich auf allen vieren zur Kirchenschwelle schleppen, sollten meine Kräfte nicht reichen, um zu gehen; den letzten Atemzug werde ich hingeben, die letzte Träne weinen, für dich, mein Freund. Ich werde Gesundheit für dich erbitten, und Ränge im Dienst, und Orden und himmlisches und irdisches Heil. Er, der barmherzige Vater, wird die Gebete einer armen alten Frau doch nicht verschmähen? Ich selbst brauche nichts. Alles kann Er mir nehmen: die Gesundheit, das Leben, mich mit Blindheit schlagen – wenn du nur fröhlich, glücklich und zufrieden bist ...«

Sie sprach nicht zu Ende, Tränen tropften ihr aus den Augen.

Alexander sprang auf.

»Mama ...«, sagte er.

»Setz dich, so setz dich doch!« antwortete sie und wischte sich schnell die Tränen ab. »Vieles möchte ich dir noch sagen ... Was war es doch gleich? Hab's vergessen ... Da siehst du, was ich für ein Gedächtnis habe ... Ja! Halte die Fastenzeit ein, mein Freund: das ist sehr wichtig! Mittwochs und freitags, nun, das wird Gott dir nachsehen; die Große Fastenzeit aber, die halte um Gottes willen ein! Unser Michajlo Michajlytsch, der gilt ja als kluger Mann, aber denk dir nur: ob an den fleischigen Tagen oder in der heiligen Passionswoche – er stopft alles ohne Unterschied in sich hinein. Da stehen einem die Haare zu Berge! Zwar hilft er den Armen, aber ob Gott sein Almosen annimmt? Einmal hat er einem Alten zehn Rubel zugesteckt, der



nahm das Geld, hat sich dann abgewendet und hat ausgespuckt. Alle grüßen ihn und sagen wer weiß was zu ihm, doch hinter seinem Rücken bekreuzigen sie sich, wenn sie von ihm reden, als wäre er Satan leibhaftig.«

Mit einiger Ungeduld hörte Alexander zu und schaute von Zeit zu Zeit aus dem Fenster, zur Landstraße hinüber.

Die Adujewa verstummte für einen Augenblick.

»Vor allem gib acht auf deine Gesundheit«, fuhr sie fort. »Solltest du gefährlich erkranken – was Gott verhüte! –, so schreibe mir ... ich werde all meine Kräfte zusammennehmen und zu dir kommen. Wer sollte sich wohl sonst um dich kümmern? Womöglich legen sie es noch darauf an, einen Kranken auszuplündern. Und gehe nachts nicht aus dem Haus; halte dich auch von Menschen fern, die gefährlich aussehen. Gib acht auf dein Geld ... spare etwas für Notzeiten! Und gib es sinnvoll aus. Das verfluchte Geld kann ein Segen sein, aber auch ein Übel. Vergeude es nicht und gewöhne dir keine unnötigen Gelüste an. Ich werde dir jährlich genau zweitausendfünfhundert Rubel schicken. Zweitausendfünfhundert Rubel sind keine Kleinigkeit! Nimm dich in acht vor dem verschwenderischen Leben, aber tu dir auch Gutes, wenn du es dir leisten kannst; willst du dir etwas Feines gönnen, dann knausere nicht. Gib dich aber bloß nicht dem Branntwein hin – ach, das ist der größte Feind des Menschen! Und außerdem«, hier senkte sie die Stimme, »nimm dich in acht vor den Frauen! Ich kenne sie! Es gibt Schamlose, die sich dir an den Hals werfen werden, wenn sie einen wie dich erblicken ...«

Voller Liebe betrachtete sie ihren Sohn.

»Genug, Mama; ich würde jetzt gern frühstücken«, sagte er beinahe ärgerlich.

»Sofort, sofort ... nur eines noch ...«

»Hüte dich vor verheirateten Frauen«, beeilte sie sich, ihren Gedanken zu beenden, »das ist eine große Sünde! ›Du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib«, heißt es

schon in der Heiligen Schrift. Und wenn es eine aufs Heiraten abgesehen hat, Gott verhüte! Nicht einen Gedanken verschwende darauf! Sie werden sich an dich klammern, kaum dass sie sehen, dass du Geld hast und noch dazu hübsch bist. Höchstens wenn es die Tochter deines Vorgesetzten oder sonst eines angesehenen und reichen Würdenträgers auf dich abgesehen hat und er dir seine Tochter zur Frau geben will, dann ja, aber schreib es mir. Ich werde mich dann irgendwie zu dir schleppen und mir anschauen, ob sie dir nicht eine unterschieben, die man unter die Haube bringen will: eine alte Jungfer oder ein Luder. Einen solchen Bräutigam hätte jeder gern. Wenn du dich aber verliebst und es ein gutes Mädchen ist, ja dann ...«, hier sprach sie noch leiser, »dann kannst du Sonjuscha getrost fallenlassen.« Aus Liebe zu ihrem Sohn war die alte Frau zu allem bereit. »Was sich Marja Karpowna nur denkt! Ihre Tochter ist keine Partie für dich. Ein Mädchen vom Land! Auf dich werden noch ganz andere ein Auge werfen.«

»Sofija! Nein, Mama, ich werde sie niemals vergessen!« sagte Alexander.

»Na, na, mein Freund, beruhige dich! Das habe ich doch nur so gesagt. Tu deinen Dienst, komm dann zurück und es wird sich alles fügen; Bräute laufen einem nicht davon! Wenn du sie allerdings nicht vergisst, nun, dann ... Aber ...«

Sie wollte noch etwas sagen, konnte sich jedoch nicht entschließen, beugte sich dann zu seinem Ohr hinab und fragte leise:

»Und wirst du ... an deine Mutter denken?«

»So weit ist es also gekommen«, unterbrach er sie, »lassen Sie nun auftragen, was Sie vorbereitet haben: Spiegeler, nicht wahr? Sie vergessen! Wie kommen Sie nur darauf? Gott soll mich strafen ...«

»Nicht doch, nicht doch, Sascha«, sagte sie hastig, »be-

schreie es nicht! Nein, nein, was auch immer geschehe, solltest du dich versündigen, dann will ich allein dafür einstehen. Du bist jung, das Leben liegt vor dir, du wirst Freunde finden, heiraten, eine junge Frau wird dir die Mutter ersetzen, tja ... Nein! Gott möge dich segnen, so wie auch ich dich segne.«

Sie küsste ihn auf die Stirn und damit schloss sie ihre Belehrungen.

»Aber wieso kommt denn niemand?« sagte sie, »weder Marja Karpowna noch Anton Iwanytsch, und auch der Geistliche ist noch nicht da. Der Gottesdienst ist doch schon vorbei! Ach, da fährt jemand vor, es scheint Anton Iwanytsch zu sein ... ja, so ist es: wenn man den Esel nennt, kommt er gerennt.«

Ein jeder von uns kennt einen Anton Iwanytsch. Er ist der Ewige Jude. Es gab ihn immer und überall, seit Urzeiten, er stirbt nie aus. Bei den griechischen Festgelagen war er zugegen und bei denen der Römer, und er aß natürlich auch vom gemästeten Kalb, das der glückliche Vater geschlachtet hatte, als sein verlorener Sohn heimgekehrt war.

Bei uns in Russland erscheint er in vielerlei Gestalt. Bei jenem, von dem hier die Rede ist, verhält es sich folgendermaßen: er besitzt zwanzig Leibeigene, die verpfändet und erneut verpfändet sind; er lebt in einem elenden Haus, beinahe einer Kate, die aussieht wie eine Scheune, deren Eingang nur über Bohlen zu erreichen ist und sich irgendwo auf der Rückseite befindet, unmittelbar am Flechtzaun; seit zwanzig Jahren beteuert er, im kommenden Frühjahr mit dem Bau eines neuen Hauses beginnen zu wollen. Einen Haushalt führt er nicht. Niemand unter seinen Bekannten, der je bei ihm zu Mittag oder zu Abend gegessen oder zumindest eine Tasse Tee bei ihm getrunken hätte, doch es gibt auch niemanden, bei dem er selbst dies nicht an die fünfzigmal im Jahr tun würde. Früher trug Anton

Iwanytsch weite Pluderhosen und einen Casaquin, heutzutage trägt er wochentags Gehrock und Pantalons und an Feiertagen einen Frack weiß der Himmel welchen Schnitts. Er wirkt gut genährt, denn er kennt weder Kummer noch Sorgen oder Aufregungen, obwohl er vorgibt, dass ihn sein Leben lang fremder Kummer und fremde Sorgen bedrücken; doch es ist ja bekannt, dass fremder Kummer und fremde Sorgen uns nicht schwächen: so ist das bei den Menschen.

Im Grunde genommen braucht niemand diesen Anton Iwanytsch, doch ohne ihn findet keine einzige Festlichkeit statt: weder eine Hochzeit noch ein Begräbnis. Man trifft ihn auf sämtlichen Dinern und Abendgesellschaften und bei allen Familienzusammenkünften; ohne ihn geht es einfach nicht. Vielleicht meint man, er sei sehr nützlich, könne möglicherweise einen wichtigen Auftrag übernehmen, einen guten Rat geben, ein Geschäft einfädeln – keineswegs! Niemand hat ihn je mit etwas beauftragt; er kann nichts und ist zu nichts imstande: weder bei Gerichtsstreitigkeiten ein gutes Wort einzulegen noch als Vermittler oder Schlichter aufzutreten, nichts dergleichen.

Stattdessen beauftragt man ihn beispielsweise, beim Vorüberfahren von der und der an den und den Grüße auszurichten, was er sehr gern übernimmt, und bei dieser Gelegenheit verschmäht er auch ein gutes Frühstück nicht, oder jemanden davon in Kenntnis zu setzen, dass ein gewisses Schriftstück eingetroffen sei, welches aber, das sagt man ihm nicht, oder ein Fässchen Honig zu überbringen oder eine Handvoll Samen, mit der Weisung, nichts zu verschütten oder zu verstreuen, oder daran zu erinnern, wenn jemand Namenstag feiert. Auch nutzt man Anton Iwanytschs Dienste, wenn es unschicklich erscheint, einen Diener zu beauftragen. »Petuschka können wir nicht schicken«, heißt es dann, »der verdreht nur alles.